

ZÜRCHER THEATERSPEKTAKEL

Im Wendekreis der Macht

Dieses Theater ist eine Naturgewalt: der ungarische Regisseur Kornél Mundruczó mit «Imitation of Life»

DANIELE MUSCIONICO

Eine grosse Leinwand, auf ihr das aufgelöste Gesicht einer alten Frau. Im Off ein inquisitorischer Fragesteller: «Wie heissen Sie? Wann sind Sie geboren?» Die Alte (Lili Monori) ist eine Romni, ihr Mann ist verunfallt, ihr Sohn verschwunden. Die Frau kämpft mit den Tränen, sie spielt die Naive, sie ist ein durchtriebenes Stück. Ihr Sohn soll Szilveszter heissen und in einem Hotel als Prostituiertes arbeiten. Er wollte schon als Kind mit seiner Herkunft brechen, verleugnet seine Mutter, bleicht sein Haar, bleicht seine Haut, er will kein Zigeuner sein. Dies erfährt der Fragesteller (Roland Rába) Stück für Stück; am Ende wird er der Alten mitteilen, dass sie die Wohnung verlassen müsse. Sie soll umgesiedelt werden, zwangsgeräumt, die Liegenschaft ist verkauft.

Nichts scheint, wie es ist, an diesem Abend. Auch nicht der Beginn einer Theaterreise, die Schritt für Schritt in die ungarischen Gesellschaftsverhältnisse führt. Denn Ungarn ist ein Land des Scheinhaften. «Imitation of Life» (deutsch: «Scheinleben») könnte auch «Imitation of Democracy» heissen.

Die Kunst der Desorientierung

Die sozialen Verwerfungen Ungarns sind bekannt, doch die Komplexität der Verhältnisse lässt sich nicht in der kurzen Zeitungsmeldung von 2005 fassen. Sie war Teil des Recherchematerials für die Story, die hier erzählt wird: In Budapest wird ein junger Rom erstochen, die Bevölkerung, solidarisch, protestiert gegen Rassismus. Später zeigt sich, dass der Täter selbst zu den Roma gehört. Roma sind nicht immer Opfer, Kapitalisten nicht immer Schweine, und Frauen sind nicht immer die Verliererinnen einer patriarchalen Gesellschaft. Aber meistens sind sie es doch. Ob sie es im Fall von «Imitation of Life» sind, entscheidet der Zuschauer für sich selber.

Kornél Mundruczó ist zurück. «Hotel Lucky Hole» im Schiffbau, das Melodrama auf der Grundlage von Interviews im ungarischen und schweizerischen Prostitutions- und Bankenmilieu, steckt dem Publikum noch in den Knochen. Mundruczó ist wieder da, der Grenzgänger zwischen Film und Theater, und plötzlich ist Theater die Black Box, als die sie ihr Bestes zeigt: Kunst als körperliche Raum- und Zeiterfahrung, als Umwälzung und Desorientierung.

«Imitation of Life», das jüngste Horror-Melodrama, erzählt am Beispiel des ungarischen Antiziganismus vom Umgang mit Minderheiten in Ungarn. Die



Ganz einfach zu verstehen ist die Welt nicht. Und manchmal dreht sie sich sogar auf den Kopf.

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

Sprache der Erzählung ist nicht linear, sie geschieht durch Genrewechsel, durch Zeitsprünge auch, es herrscht die Logik des Traums. Doch keine Arbeit bringt wie diese Mundruczós Anliegen und seine formale Könnerschaft so wirkungsmächtig auf den Punkt. Mit «Imitation of Life» steht das 38. Zürcher Theaterspektakel an seinem zweiten und vorletzten Wochenende auf seinem künstlerischen Höhepunkt.

Wenn der Videoprolog zu Ende ist, hebt sich die Leinwand, und mit einer feuchten, schäbigen Wohnung öffnet sich eine hyperrealistische Bühnensituation. Hier haust nur, wer ganz unten ist – erst die alte Roma-Frau, die von ihrem Sohn verleugnet wird, dann eine alleinerziehende Mutter (Annamária Láng), die ihren Sohn (Dáriusz Kozma) verleugnet. Das Schicksal scheint ein überzeitlicher magischer Zirkel, aus dem es kein Entkommen gibt.

Denn schon beginnt ein grosses Beben, von der Zimmerdecke fällt Isolierungsmaterial, dann klappt der Kühlschrank auf, Tische kippen, Stühle rutschen. Töpfe, Pfannen, Kleider, aber-

hundert Requisiten eines Lebens fallen durch den Raum. In einer endlosen, zähen, kaum merklichen Bewegung dreht sich die Wohnung um 360 Grad!

Die Bühne und die Welt

Es gibt kein Bild dafür, was an diesem Abend in der Werfthalle geschieht. Denn nichts von dem Gewaltigen und Gewaltsamen darf als fixierte Erinnerung den Vorstellungsraum verlassen. Keine Fotoaufnahme, kein Videobild davon, was man so spektakulär im Theater noch nie sah. «Imitation of Life» ist eine Bühnen- und Weltmetapher.

Alles rutscht, alles fällt, alles birst und geht in Brüche. Die Bühnenwelt steht kopf, eine Wende, scheint es. Doch erst einmal in Bewegung, dreht sich auch diese (Bühnen-)Welt nur um sich selber. Die neuen Wendeverlierer sind die alten Opfer, die schwächsten Mitglieder einer Gesellschaft.

Alles, was diese Wende zur Folge hat, ist Chaos und Zerstörung. Die nächste Generation steht vor einem Trümmerhaufen der Erinnerung. Wie soll in die-

ser Welt eine Jugend selbstbewusst aufwachsen? Dies alles beschreibt «Imitation of Life» auf aufsehenerregende Weise mit einem technischen Gimmick, der Theatergeschichte machen wird.

Mundruczós kleine Idee mit grosser Wirkung wäre allerdings wenig ohne die Schauspieler, die die Geschichte in Improvisationen mitentwickelt haben. Mundruczós Kunst findet in einem offenen Prozess mit den Beteiligten statt; «in der gegenwärtigen politischen Situation in Ungarn ist das die vielleicht einzige wirklich oppositionelle Position, die ich als Künstler einnehmen kann», erklärte der Regisseur in einem Interview.

So beobachtet der Zuschauer nicht schauspielerische Darstellungskunst, sondern eine menschliche Attitüde. Die Sprache ist direkt, die Dialoge haben eine natürliche Glaubwürdigkeit. Denn wenn sich auch alles dreht und wendet, inmitten eines Werte-Schlingerns wird einer stets in der Lage sein, sich links oder rechts des Chaos zu positionieren – der Bürger, jeder einzelne von uns.

Zürich, Werfthalle, bis 28. August.

«Mich begleitete immer die Angst»

In China war Ding Yulei ein gefeierter Top-Zirkusartist – bis er es nicht mehr aushielt

Ding Yulei, Sie wurden in Shanghai ab Ihrem 7. Lebensjahr in Kunstturnen unterrichtet und fanden mit 14 Jahren Aufnahme in der renommierten Shanghai Circus Troupe. Nun sind Sie 34 Jahre alt und als Top-Zirkusartist im «Ruhestand». Warum sind Akrobaten im besten Alter in China weg vom Fenster?

Mit 30 Jahren schwindet der Mut zum Risiko, mit 20 ist man viel waghalsiger. Unter Zirkusartisten herrscht in China ein harter Wettbewerb, Jüngere sind erfolgreicher. 30-Jährige werden oft zurückgestuft und müssen eine andere Aufgabe in der Manege übernehmen, für die es weniger Lohn gibt.

Warum haben Sie Ihre Karriere schon mit 20 Jahren abgebrochen?

Einerseits war da die Angst, nach dem Höhepunkt meiner Karriere gefeuert zu werden. Und andererseits hatte ich die Nase voll von diesem «Zirkussystem».

Was störte Sie an dem «Zirkussystem»? Als Schleuderbrett-Akrobat sah meine



«Stets hatten andere über mein Leben entschieden.»

Ding Yulei

Aufgabe während all der Jahre so aus: sich fünf Meter in die Höhe katapultieren, einen dreifachen Salto mit zweifacher Schraube drehen, im Nu landen und stolz lächeln. Das war eintönig. Weil in China das Konzept «starker Körper, schwacher Geist» verbreitet ist, traut man uns Artisten nicht zu, selber zu denken, geschweige denn mitzubestimmen.

Wussten Sie, worauf Sie sich einliessen? Nein, ich hatte meinen Beruf nicht selbst gewählt. Meine Eltern beschlossen, dass ich Akrobat werden sollte. Sie glaubten, meine Zukunft sei so gesichert. Stets hatten andere über mein Leben entschie-

den, nun wollte ich es selber in die Hand nehmen, wollte beweisen, dass ich geistig genauso gut arbeiten kann.

Sie wurden von Kindesbeinen an gedrillt. Ja. Angehende Kunstturner und Akrobaten müssen in China ein Internat besuchen. Das Essen dort ist spärlich. Ihre Eltern sehen sie nur einmal monatlich. Immer wieder hatte ich nach dem Training geschwollene Beine, so dass ich kaum mehr Treppen steigen konnte. So wieso begleitete mich stets die Angst, mich zu verletzen. Das war schlimm.

«Short Pieces» von Nachwuchskünstlern

bai. · Von Dienstag bis Samstag werden am Theaterspektakel zum sechsten Mal die «Short Pieces» gezeigt. Zu den acht Performances von Nachwuchskünstlern im Kurzformat gehört «About Ding Yulei» (Shedhalle, 1. und 2. 9., 21 h). Den Anfang macht aber Sankar Venkateswa-

Nachdem Sie den Zirkusjob hinge-schmissen hatten, haben Sie sich jahrelang jede Form von künstlerischer Bewegung versagt. Was taten Sie stattdessen? Ich bildete Hochzeitsfest-Organisatoren aus. Heute unterrichte ich Interessierte zum Thema Körperbewusstsein. Erst als ich zufällig den Regisseur Ueli Hirzel kennengelernt habe, wurde ich künstlerisch wieder tätig. Jetzt freue ich mich, am Theaterspektakel die Performance «About Ding Yulei» zeigen zu können. Ich geniesse diese für mich neue Freiheit.

Interview: Katja Baigerr

Good News aus dem Nahen Osten

Fortunat Frölichs «Aanilhoub – about love» in der Predigerkirche

THOMAS SCHACHER

«Ausverkauft» – der Zettel hing schon eine Dreiviertelstunde vor Konzertbeginn an der Eingangstür der Predigerkirche. Vielen abgewiesenen Besuchern stand die Enttäuschung ins Gesicht geschrieben. Was wurde denn geboten, dass das Interesse so hoch war? Schlicht gesagt: ein Chorkonzert. Aber eben nicht ein gewöhnliches, sondern eines, bei dem ein libanesischer Chor, eine palästinensische Sängerin, ein schweizerischer Chor und vier arabische Instrumentalisten miteinander musizierten. Hauptpunkt des Programms war das Vokalwerk «Aanilhoub – about love» des Bündner Komponisten Fortunat Frölich. Ein Werk, das künstlerisch den Spagat zwischen der europäischen und der arabischen Musik wagt.

Den Hass überwinden

Nach einem klassischen Musikstudium erweiterte sich Frölichs Interesse bald auf die Folklore, eigene und fremde. In der Schweiz hat er etwa mit La Lupa oder mit dem Liedermacher Linard Bardill zusammengearbeitet. Seit 1991 realisiert er, mobilisiert durch den zunehmenden Fremdenhass in Europa, verschiedene interkulturelle Projekte. Vier Jahre lang war er Gastdozent für Chorleitung am Conservatoire National in Marokko. Dort hat er «Aanilhoub – about love» geschrieben, das 2006 uraufgeführt wurde. Inzwischen hat Frölich in der Schweiz den Chor Interkultur gegründet. Mit diesem Ensemble und dem Chor der Amerikanischen Universität von Beirut hat er «Aanilhoub» in einer überarbeiteten Version einstudiert und im Frühling 2017 in Beirut zur Aufführung gebracht. Mit diesem Projekt gastierte er nun auch in Chur und in Zürich.

Mit seinem Chorwerk spricht Frölich bewusst nicht die Themen Krieg und Flüchtlingselend an, denen wir in den Medien täglich begegnen. Sein Werk handelt von der Kraft, die den Hass überwinden könnte, nämlich von der Liebe. Die Texte seines elfteiligen Vokalzyklus stammen von traditionellen arabischen Liebesliedern, von Gedichten des libanesisch-amerikanischen Dichters Khalil Gibran und von Rainer Maria Rilke. Gesungen wird auf Arabisch und auf Französisch.

Als Einstimmung erklingen Volkslieder aus der Schweiz und aus Libanon, abwechselnd dirigiert von Frölich und von Thomas Kim. Für die Sängerinnen und Sänger des libanesischen Universitätschors ist etwa das berndeutsche «Guggisberglied» ein echter Zungenbrecher, aber dem Chor Interkultur ergeht es bei «Ya Hnayyina» nicht besser. Nach dem Nebeneinander der Stile folgt in «Aanilhoub» deren Verschmelzung. Die Einstimmigkeit der arabischen Musik kombiniert Frölich mit der Polyphonie und der Harmonik der europäischen Musik. Das ergibt natürlich Konfliktpunkte: Die arabische Melodik zeichnet sich durch Mikrointervalle und teilweise komplexe Rhythmik aus, was für das europäisch geschulte Ohr eine echte Herausforderung bedeutet.

Als ob man Arabisch verstünde

Für eine mitreissende Wiedergabe der Rhythmen sorgen die arabischen Musiker mit Nay, Violine, Oud und Perkussionsinstrumenten. Für die vokalen Höhepunkte ist die palästinensische Sängerin Reem Talhami zuständig. Schade, dass ihr Gesichtsausdruck in der schwach beleuchteten Predigerkirche kaum zu erkennen ist. Aber mit ihrer tiefen, das Brusttonregister forcierenden Stimme und ihrer absoluten Identifikation macht sie grossen Eindruck. Bisweilen glaubt man, Arabisch zu verstehen. Imponierend sind aber auch die Tutti-Nummern, in denen sich die Solistin, die Chöre und das Ensemble zu einem ganz eigentümlichen Gemisch verbinden. Wahrlich eine Utopie der Völkerverständigung!